Ausgabe 03 | Oktober 2007

Frei literarisch orientierte Beiträge

ISSN: 1864-3256

A.- K. Distel/ S. Feik/ J. Frohnsdorf/ M. Hanauska/C. E. Neubert/ U. Thalheim (Hrsg.)

Conrad E. NEUBERT: Herausgebervorwort 3

Monika HANAUSKA: „mit dem Teuffel vereiniget“ - das Pennalwesen an den Universitäten im 17. Jahrhundert 7

Anne-K. DISTEL: Nennen wir es vorläufig das Distelsche Gesetz 14

Rezension: *Kärlek på svenska* (Ute THALHEIM) 22

Rezension: Günther WINDSCHILD: *Der Pfarrer von St. Jakob* (Kornelius WERNER) 26

Rezension: Bert GRÜHNE: *Der kleine Flughund Konrad* (Anne-K. DISTEL) 31

Serie Humanistenbriefe: Thomas Müntzer und Martin Luther an Erasmus von Rotterdam (Conrad E. NEUBERT) 33

Impressum 39

Liebe Leser!

Die Umstände haben die Redaktion der FLOB bewegt, ein neues Genre in ihrer Zeitschrift einzuführen: das Herausgebervorwort.

Glücklicherweise sehen die Herausgeber für folgende Ausgaben nicht die Notwendigkeit, auch weiterhin in dieser Richtung tätig zu sein, denn sie vertrauen darauf, dass Autoren- und Leserschaft die Missstände, die zu diesem Schritt geführt haben, abzustellen. Die erwähnten „Umstände" (Z. 2) und „Missstände" (Z. 5) sind die geringe Zahl an Beiträgen, die wir in dieser Nummer der FLOB veröffentlichen können.

Daher schien uns ein Herausgebervorwort in mehrfacher Hinsicht geeignet, Symptome zu bekämpfen. Es ergibt sich die Gelegenheit, sich beim Publikum zu entschuldigen, Ausreden zu suchen und dabei die Seitenzahl noch ein wenig zu erhöhen. Was das letzte betrifft: Die Herausgeberschaft entschuldigt sich ausführlich, vielmals, voller Reue und gutem Vosatz, die Zuversicht auf umfangreichere Ausgaben fassend, bei Ihnen.[1]

Um den Heftumfang zu optimieren, gibt es einige Ausreden, die wir gesammelt haben und Ihnen nun darbieten wollen, überschreibbar mit:

Herausgeberprobleme

Die populärsten Probleme sind Verspätung und Überlänge. Die meisten Texte werden zu spät abgeliefert. Bevor die zu spät kommenden Beiträge eintreffen, gibt es mehrere Terminverschiebungen, denn offenbar behandelt jeder Text ein beliebig vertiefbares und selbst ohne Vertiefung hochkomplexes Thema, das sein Maß an Bearbeitungszeit fordert. Außerdem scheinen die Rechner von Wissenschaftlern besonders gerne so hoffnungslos abzustürzen, dass der gesamte Festplatteninhalt verloren geht. Dann muss noch einmal ganz von vorn mit der Arbeit begonnen werden, denn natürlich macht sich heutzutage niemand mehr auf Papier Notizen.[2] Besonders unverschämt sind Ausreden wie Krankheit und Urlaub. Heutzutage kann

---

[1] Ähnlich wie ich hier mit Platz geht mit Zeit um Farin Urlaub, Single ‚Phänomenal Egal', Track 2.

[2] Ob wohl zu Jugendzeiten der Autoren Hunde und Meerschweinchen Malware und Viren ersetzten?

man doch überall arbeiten! Eine unangenehme Folge für die Herausgeber ist dann, dem Verlag oder den Lesern mitzuteilen, dass die Veröffentlichung sich verspätet.

Aber so lange und intensive Arbeit an einem Thema kostet nicht nur Zeit, sondern auch Platz.[3] Sehr lange Texte haben oft viel zu viele Gliederungsebenen und stellen manchmal sogar die Setzer[4] vor Probleme, weil ihnen die Ideen zu neuen Formatierungen ausgehen. Der umgekehrte Fall ist natürlich auch möglich: lange, ungegliederte Texte, am besten noch ohne Absätze. Bedauerlicherweise ist auch kaum ein Autor zum Kürzen seiner Texte bereit. Ein an Kürze interessierter Herausgeber verlangt vom Autor schließlich den Mord an seinen liebsten Kindern. Sehr gute Chancen, sich durchzusetzen, hat der Herausgeber dafür dann, wenn man diese Kinder als adoptiert und nicht nachgewiesen identifizieren kann. Besonders treffende Analysen, glatt formulierte Passagen und Spitzensätze sollte man unbedingt in der nicht angegebenen Literatur nachprüfen, ob sie nicht abgeschrieben sind.

Lange Texte bringen ihre Schwierigkeiten. Sie verbrauchen Papier und Geld und sind mühsamer zu lesen. Das unangenehmste aber ist die erhöhte Korrekturzeit, die so ein Text braucht. In der Regel müssen die Herausgeber korrekturlesen oder Hilfskräfte bezahlen, die das tun, weil die Verlage die Lektoren nicht fürs Korrekturlesen bezahlen wollen. Und wie Sie schon wissen, liebe Herausgeber, und Sie jetzt erfahren sollen, liebe nicht-Herausgeber: Korrekturlesen ist sehr anstrengend und dauert sehr lange.

Neben vielen Kleinigkeiten sind die Auflagen der Verlage häufig ein Übel, weil der Sinn oft schleierhaft ist. Glücklicherweise verlegt die FLOB sich selbst, aber auch wir haben Regeln, die die formale Einheitlichkeit gewährleisten sollen. Aufsätze mit viel Literatur in den Fußnoten zeigen auch, wie phantasievoll ein Autor seine Zitierweise variieren kann. Die Vereinheitlichung ist oft genug problematisch: Was, wenn in den Richtlinien nur angegeben ist, wie der Untertitel vom Titel und vom zweiten Untertitel getrennt wird, aber nicht, wie der zweite Untertitel vom dritten zu trennen

---

[3] Und wenn man Kürzungen verlangt, dauert es noch länger. Besonders seltsam ist, dass an einer Stelle korrigierte oder gekürzte Texte an anderen Stellen wachsen, wenn man diese Änderungen den Autoren überlassen hat.

[4] Bei der FLOB A.-K. Distel, die die HTML-Formatierung vornimmt, bei papierenen Veröffentlichungen wissenschaftliche Hilfskräfte und Lektoren.

ist (Punkt, Doppelpunkt, Komma, Bindestrich etc.). Besonders schade ist, dass kaum ein Leser Notiz von dem Aufwand nimmt, den diese Formalia bedeuten.

Dabei stößt man dann auf ähnliche Probleme: Wann wurde diese Broschüre veröffentlicht, die nur noch im Privatarchiv eines Freundes eines Freundes des Autors zu finden ist? Wie heißt der französisch-finnisch-chinesisch-afrikanische Autor richtig, der in jedem Internetkatalog anders geschrieben wird? Gehört das Zeichen „å̊“ mit zu seinem Namen oder ist das ein Fehler?

Bilder sind ein seltenes Problem, aber dafür ist jedes Bild eines. Auflösung, Maße und gegebenenfalls Dateigröße und –format stimmen nie.

Und der Stil! Häufig werden Formulierungen und Redewendungen durcheinander geworfen. Es gibt auch solche, die gerne viele Zitate miteinander kombinieren, bis sie ganz neue Sinne bekommen. Sehr lästig sind Lieblingsformulierungen und -worte, die in jedem Absatz vorkommen. Es gibt eine Fülle von stilistischen Eigenheiten, die enervieren können: zu viele Substantivierungen, Inversionen, Ellipsen, Enjambements oder besonders rhythmische oder arhythmische Satzmelodie.

Hat man nun genügend Probleme im Text festgestellt, kann man nur hoffen, dass die Autoren offen für Kritik sind. Denn obwohl auf Nachfrage jeder versichert, jenes zu sein, sind bestimmte Menschen sehr beratungs- und korrekturresistent. Schwierig ist das besonders bei Autoren, die wissen, dass sie im Stoff stehen, und glauben, der Herausgeber täte es nicht.

Schließlich ist da noch die Korrespondenz. Die ist mitunter auch sehr zäh und verzögert. Das ist aber noch ein geringeres Übel. Es gibt Autoren, die nicht nur das Thema, sondern auch am besten Gliederung und Quellen für ihre Arbeit bestimmt haben wollen. Oder solche, die nach sehr langem Schweigen kurz vor Ende aller Arbeiten absagen oder Kommunikationsprobleme einklagen.

Schwierig ist auch der Wunsch aller Autoren nach endlos vielen Belegexemplaren. Es ist fraglich, ob Verlage an Büchern mit mehr als zwei Autoren überhaupt etwas verdienen, denn es müssen ja jeweils ganze Freundeskreise versorgt werden.

Einem großen Anspruch gerecht werden müssen die Herausgeber schließlich im Vorwort. Hier muss ein Punkt gefunden werden, der alles zusammenbindet. Unter Umständen erfordert das einige geistige Kopfstände.

Die Beiträge dieser FLOB-Ausgabe jedenfalls vereint die Überwindung aller Probleme durch die Herausgeber. Sei es, weil sie nur teilweise auftraten, oder weil ihre Lösung und ihr Ergebnis Vergnügen bereitet.

Conrad E. Neubert
Jena, den 28. September 2007

PS: Erstens, die Vorworte werden reihum von den Mitgliedern der Herausgeberschaft verfasst (falls sie nötig sind) und zweitens war der Aufsatzwettbewerb zu Shakespeares Vegetarierschaft erfolglos. Aber Shakespeare wird sowieso überschätzt.[5]

Quellen:

- Gespräche und elektronische Korrespondenz mit verschiedenen Zeitzeugen.

[5] Gespräch mit Ute Thalheim am 22.9.2007. Ähnlich, aber unvegetarisch zur Kruste des Schweinebratens: Sven Regener, Herr Lehmann, 172.

„mit dem Teuffel vereiniget“
das Pennalwesen an den Universitäten im 17. Jahrhundert

Monika HANAUSKA,
Trier

Am 8. Mai 1633 wendet sich die altehrwürdige Alma Mater Wittenbergensis in einem hilferufartigen Schreiben an die Universiäten Helmstedt, Jena, Leipzig, Marburg, Königsberg, Frankfurt an der Oder und Straßburg. Das Ansehen der Universitäten ist in Gefahr, denn es breitet sich ein Unwesen unter den Studenten aus, das nicht wenige Eltern davor zurückschrecken lässt, ihre Söhne an eine der genannten Universitäten zu schicken: der Pennalismus.

Was wohl aus einem übermütigen Schabernack unter Studenten entstanden war und sich allmählich zu einem Initiationsritus entwickelt hatte, stellt in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts und somit mitten im 30-jährigen Krieg ein wohlinstitutionalisiertes System des Drangsalierens dar. Die neu an einer Universität Immatrikulierten müssen sich ein Jahr, sechs Monate und sechs Tage lang ihren älteren Mitstudenten zur Verfügung halten, ihnen zu Diensten sein, sie finanziell aushalten und sich von ihnen demütigen lassen. Erst nach Ablauf dieser Zeit wird ihnen dann die „Absolution“ erteilt und sie als vollwertige Mitglieder ihrer Studentenverbindung, ihrer Nation angesehen. Bis dahin werden sie als rechtlose „Pennäle“ angesehen, woraus sich die Bezeichung dieses Brauchs ableitet.[1]

Solche Initiationsriten scheinen so alt wie das Studententum selbst zu sein. Bereits im Mittelalter gibt es an den Universitäten Aufnahmezeremonien, bei denen die meist noch sehr jungen Studenten (ein reguläres Eintrittsalter oder eine formale Grundvoraussetzung wie eine Reifeprüfung gibt es an kaum einer mittelalterlichen Universität) von der Muttermilch entwöhnt und an den neuen Status herangeführt werden sollen. Dabei müssen sie eine Art Aufnahmeprüfung bestehen, bei der ihnen

[1]Pennal (von lat. penna 'Feder') bezeichnete ursprünglich die Federbüchse, die die Studenten mit sich trugen und wurde schließlich zur Benennung für übereifrige Studenten, die jedes Wort des Dozenten mitschrieben. Da dies in erster Linie von Erstsemestern praktiziert wird, wurde Pennal/Pennäler zu einem Synonym für Erstie. Vgl. Christian SCHÖTTGEN: Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennal-Wesens. Dresden/Leipzig 1747. S. 13.

beispielsweise Eselsohren an den Hut geheftet und Schweinezähne in den Mund gesteckt werden, mit denen sie dann Fragen beantworten müssen, ohne dass ihnen die Zähne aus dem Mund fallen. Der tiefere Sinn dieser Aktion liegt wohl in der allgemeinen Belustigung der älteren Studenten und natürlich in einer Legitimation zu außerplanmäßigem Alkoholgenuss. Für die mittelalterlichen Studenten stellten diese Riten ein Ausbrechen aus dem ansonsten sehr strikten, eher klösterlich-kargen Universitätsalltag dar. Daher ist es auch wenig erstaunlich, dass sich derartige Bräuche in allen europäischen Ländern nachweisen lassen.[2]

Warum also fürchtet die Universität Wittenberg um ihr Ansehen, wenn es sich hier nur um einen traditionellen Studentenbrauch handelt, der an jeder Uni auf die eine oder andere Art praktiziert wird?

Dies zu erklären macht einen kleinen historischen Exkurs notwendig. Mit der Reformation in den deutschen Ländern begann sich auch das Hochschulwesen grundlegend zu verändern. Die mittelalterliche Universität war noch stark von der katholischen Kirche beeinflusst gewesen, da ihre vornehmste Aufgabe ja die Ausbildung von Theologen war. Daher hatte auch die Organisation des Studentenalltags viele Elemente des klösterlichen Lebens: die Studenten lebten zusammen auf dem Universitätscampus in sogenannten Kollegien und wurden streng vom Universitätspersonal, von den Pedellen beaufsichtigt. Die Freiheiten der Studenten waren daher arg beschnitten und selbst die oben erwähnten Aufnahmeriten, die sie untereinander durchführten, waren meist dem Oberkommando eines Aufsehers unterworfen.

Im 16. Jahrhundert jedoch, im Zuge der Reformation, brechen diese Strukturen an den nun protestantischen Universitäten auf. Den Studenten werden neue Freiheiten zugestanden, sie haben das Recht, sich in der Stadt Privatunterkünfte zu suchen und organisieren nun ihren Alltag mehr oder weniger selbstständig.[3] Neue Bedeutung bekommen die „Nationes“, Landsmannschaften, in denen sich die Studenten je nach

---

[2]Vgl. Rainer A. MÜLLER: Studentenkultur und akademischer Alltag. In: Geschichte der Universitäten in Europa. Bd. II. Hg. von Walter RÜEGG. München 1996. S. 282.

[3]Es sei jedoch davor gewarnt, die studentischen Freiheiten des 16. Jahrhunderts mit denen des 21. vergleichen zu wollen. Der Universitätsbetrieb war nichtsdestotrotz so rigide geregelt, dass die freie Zeit eines einigermaßen gewissenhaften Studenten doch ziemlich beschränkt war. So fanden die Vorlesungen beispielsweise von 6 bis 12 Uhr statt, danach musste revidiert werden.

Herkunft vereinigen. Obwohl es die Nationes bereits im Mittelalter gegeben hat, kann man doch von einer neuartigen Form der Vereinigung sprechen, da diese gleichzeitig auch eine Art der Studentenvertretung gegenüber der Universität und dem Lehrkörper darstellt. So weit, so unspektakulär.

Doch die Nationes erlangen eine immer dominantere Stellung in der Studentenkultur. Die Zugehörigkeit zu einer Nation wird sehr wichtig, weil sie ein einigermaßen ungestörtes Studieren ermöglicht, vor Übergriffen anderer Studenten und Nationes schützt und sich um soziale Belange und wirtschaftliche Probleme der Mitglieder kümmern soll: „Es geben vors andere die National-Brüder vor, darum verbinden sie sich, und halten auch ihre Conventen, daß sie ihren armen Landes-Leuthen möchten zu Hülffe kommen, sie in ihrem Studiren befördern, in Schwachheit und Kranckheit ihnen aufwarten, ja wenn sie sterben, ehrlich zur Erden bestetigen.“[4]

Doch um einer Nation beitreten zu können, sind die Studienanfänger gezwungen, den Aufnahmeritus zu durchlaufen, der in der bedingungslosen Unterwerfung unter die Gebote der älteren Studenten besteht. Dies ist nicht selten mit einem erheblichen finanziellen Aufwand verbunden, denn zu Beginn und zum Abschluss des Pennaljahres mussten die Pennale ein großes, üppiges Bankett für die Mitglieder der Nation ausrichten, das „wegen der niendlichsten speisen, köstlichen weines und herrlichsten confects (der spielleute und anderer sumptuositäten [...] ganz zu schweigen) auf hundert und mehr thaler“[5] an Kosten kommen kann, „dadurch dann die eltern, welchen ohne das bei diesen schweren zeiten einem thaler aus ihrer nahrung zu entbehren schwer fellet, [...] in unnöthige kosten gefuhret werden.“[6]

Man bedenke, dass sich derlei Praktiken während der Zeiten des 30-jährigen Krieges zutragen. Doch damit beileibe nicht genug. Während dieser Pennalschmäuse müssen die Pennale „unter den Tisch kriechen und mautzen, Nasenstüber aushalten, Bier und

---

[4]Joachim SCHRÖDER: Hellklingende vnd durchringende FriedensPosaune/ Das ist/ Eine Christeyffrige Vermahnung zum Friede. Dem vber alles Hochelobten ... Herrn Ferdinando dem Dritten/ Erwehlten Römischen Käyser ... Zur Ermunterung Daß er dem Könige der Ehre/ die Thüre und Thore in in seinen Reichen und Academien, sonderlich in Deutschland/ daß der Ehrenkönig Christus zu uns könne einziehen/ wolle hoch und weit machen. 1640. zitiert nach Vgl. Christian SCHÖTTGEN: Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennal-Wesens. Dresden/Leipzig 1747, S. 17.

[5]Urkundenbuch der Universität Wittenberg. Hg. von Walter FRIEDENSBURG. Magdeburg 1927. Urkunde vom 26. Januar 1647. Nr. 712, S. 136.

[6]Ebd.

andere Sachen hohlen, Schuhe putzen und alle andere Jungen-Dienste verrichten.“[7]
Darüber hinaus werden sie gezwungen, ihre „guten Mäntel, Halskrausen, Bücher und andere Sachen mehr“ den sogenannten Schoristen zu übergeben und selbst „in durchlöcherten Huten, zerrissenen Kleidern und Hosen, an statt der Schuhe, in garstigen Pantoffeln einher[gehen]“.[8]
Kein Wunder also, dass Wittenberg und auch andere protestantische Hochschulen um ihren guten Ruf fürchten und bereits einen Rückgang der Neuimmatrikulationen zu beklagen haben, da viele Eltern ihre Kindern nun lieber auf Universitäten im Ausland, wohl auch in katholische Länder schicken, wo sich dieses ausschweifende Pennalwesen nicht verbreiten konnte.
Warum aber haben die katholischen Universitäten kein Problem mit solchen studentischen Umtrieben?
Bei der Neuorganisierung des Universitätsapparates schlugen die katholischen Hochschulen einen anderen Weg ein als die protestantischen. Sie orientierten sich stärker am französischen Universitätssystem, in dem die Studenten auf dem Campus in einzelnen Kollegien untergebracht waren. Gleichzeitig wurde das Unterrichtswesen im katholischen Deutschland stark von einem religiösen Orden beeinflusst: den Jesuiten. Die straffe Organisationsstruktur und die strikte Unterwerfung unter die monastischen Ideale wie auch das Streben nach Wissen und Gelehrsamkeit, für die der Orden eintraten, wirkten sich auch auf die Studentenkultur aus. Kurz gesagt, es ist wohl das zweifelhafte Verdienst der jesuitischen Unerbittlichkeit, dass sich an den katholischen Universitäten des deutschen Reiches der Pennalismus gar nicht erst ausbreiten konnte.
Ganz anders in den protestantischen Ländern. Hier sind es in erster Linie die Theologiestudenten (!), die derart über die Strenge schlagen, dass bei einem ausgearteten Pennalschmaus in Jena 1644 sogar mit militärischer Gewalt eingegriffen werden muss.[9]
Die Universitäten beschließen daher bereits 1633, ein Bündnis einzugehen, um dem

---

[7]SCHÖTTGEN, S. 22.
[8]Ebd., S. 21 und 23.
[9]Vgl. ebd., S. 30 sowie Urkundenbuch der Univ. Wittenberg, Urkunde vom 24. März 1644, Nr. 702, S. 128.

Pennalismus Einhalt zu gebieten. Konkret bedeutet dies, dass sie Studenten, die jüngere Mitstudenten quälen, von der Universität verweisen. Durch den Verbund soll es diesen verwiesenen Studenten auch nicht möglich sein, an einer anderen Uni ihr Studium und ihr Unwesen fortzusetzen.

Obwohl diese Maßnahme sinnvoll erscheint, kommt sie trotz zahlreicher Versuche nicht zustande. Der Grund dafür liegt da, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte, nämlich bei den Professoren. Zum einen halten viele Professoren einen Universitätsausschluss für eine übertriebene Strafe, zum anderen aber profitieren auch nicht wenige Dozenten von dem Pennalschmaus-Unwesen. Nicht nur, dass sie an den Gelagen selbst teilnehmen, nein, einige befördern auch die Veranstaltung derselben.[10] Dadurch entsteht natürlich ein sehr uneinheitliches Verhältnis gegenüber dem Pennalismus, an dem der Zusammenschluss der Universitäten immer wieder scheitert.

Zudem scheinen einige Universitäten über mehr oder weniger lange Zeiträume diese Praktiken in den Griff zu bekommen und klinken sich dementsprechend aus den Verhandlungen aus, bis wieder eine neue Welle des Pennalismus für Unruhe bei ihnen sorgt.

Natürlich spielt auch der Krieg, der immer wieder auflodert, eine entscheidende Rolle und verhindert ein schnelles Zusammenfinden zwischen den Universitäten auf der einen Seite und der Obrigkeit auf der anderen.

Diese Uneinigkeit machen sich die Studenten selbstverständlich zunutze. Da ihnen keine übergreifende Bestrafung droht, sondern nur eine auf lokaler Ebene, die im Schlimmstfall die Relegation von *einer* Universität bedeuten kann, nicht aber die Relegation von *allen* Universitäten, nehmen sie keinen Abstand von ihrem Treiben. Einer der traurigen Höhepunkte ereignet sich in Rostock, wo ein gequälter Pennal keinen anderen Ausweg sieht, als seinen Peiniger zu erstechen.[11]

Endlich beginnen die Universitäten zusammenzufinden. Sie verabschieden gemeinsame Programme, um die Wurzel des Übels bekämpfen zu können. Dabei gehen sie sowohl gegen die Schoristen, also die älteren Studenten als auch gegen die

---

[10]Vgl. Urkundenbuch der Univ. Wittenberg, Urkunde vom 9. Dezember 1644, Nr. 704, S. 129, Anm. 1.
[11]Vgl. SCHÖTTGEN, S. 34f.

Pennale vor. Wird ein Pennal in unziemlicher, zerrissener Kleidung angetroffen, so erwartet ihn eine empflindliche Strafe. Dadurch erhoffen sich die Universitäten, die Neustudenten vom Pennaljahr abschrecken zu können. Gleichzeitig müssen sich alle Studenten in die Matrikellisten eintragen und die Einhaltung der Universitätsgesetze schwören. Dadurch werden sie zum einen als Personen greifbar und gleichzeitig auch im Falle von Regelverstößen rechtlich belangbar. Studenten, die ihre Mitstudenten misshandeln, droht nun die Relegation von allen Universitäten.[12]

In einem zweiten Schritt schafft die Universität Wittenberg die Nationes ab.[13] Diesem Beispiel folgen zahlreiche Universitäten. 1682 verbietet der Kurfürst Johann Georg III von Sachsen das Nationenwesen. Somit ist dieser Versuch der studentischen Selbstverwaltung fürs Erste ad acta gelegt. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstehen unter gänzlich anderen Vorzeichen neue Studentenvereinigungen: die Burschenschaften. Zunächst als studentische Protestverbindungen gegen die Politik der Restauration initiiert, steigern sich viele in überdrehte nationalistische und chauvinistische Weltbilder. Gleichzeitig wird auch hier wieder ein Initiationsritus eingeführt, der dem des Pennalismus nicht unnähnlich ist.

In Wittenberg aber heißt es am 4. April 1666: „von pennalismo merkete man nichts mehr“[14].

Verwendete Literatur:

- Walter FRIEDENSBURG (Hrsg.): *Urkundenbuch der Universität Wittenberg*. Magdeburg 1927.
- Rainer A. MÜLLER: *Studentenkultur und akademischer Alltag*. In: *Geschichte der Universitäten in Europa*. Bd. II. Hg. von Walter RÜEGG. München 1996.
- Christian SCHÖTTGEN: *Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennal-Wesens*. Dresden/Leipzig 1747.
- Joachim SCHRÖDER: Hellklingende vnd durchringende FriedensPosaune/ Das ist/ Eine Christeyffrige Vermahnung zum Friede. Dem vber alles Hochelobten

[12]Vgl. Urkundenbuch der Univ. Wittenberg, Urkunde um 1655, Nr. 727.
[13]Ebd. Urkunde vom 31. August 1661, Nr. 743.
[14]Ebd., Nr. 784, S 243.

... Herrn Ferdinando dem Dritten/ Erwehlten Römischen Käyser ... Zur Ermunterung Daß er dem Könige der Ehre/ die Thüre und Thore in in seinen Reichen und Academien, sonderlich in Deutschland/ daß der Ehrenkönig Christus zu uns könne einziehen/ wolle hoch und weit machen. 1640. zitiert nach Vgl. Christian SCHÖTTGEN (1747)

Nennen wir es vorläufig das Distelsche Gesetz[1]: eine dilettantische[2] und dennoch hoffentlich erbauliche Sprachgeschichte[3]

Anne-Karoline DISTEL,
Leipzig

Für Schniene und Nine, meine temporären tapferen Bibliotheksmitstreiterinnen.

Nachdem noch nicht endgültig geklärt ist, woher die Indoeuropäer denn nun kamen[4], soll nicht auf spekulative Wanderbewegungen derselben vor ihrer Sesshaftwerdung eingegangen werden. Lediglich eine kurze Beschreibung der Lebensumstände soll der Geschichte einen lokalen Rahmen geben.

Über den Indoeuropäer an sich lässt sich anhand der linguistischen Paläontologie so einiges herausfinden. Den Quellen und Rekonstruktionen (*) nach besaßen der *durchschnittliche Indoeuropäer oder die *durchschnittliche Indoeuropäerin eine weitverzweigte Familie mit dementsprechend ausgefeilten Bezeichnungen für die jeweiligen Mitglieder derselben. Er oder sie konnte bis zehn zählen, was für die Übersicht über den *durchschnittlichen Viehbestand sicher sehr hilfreich war. Das Lieblingsgetränk des *durchschnittlichen Indoeuropäerkindes war Milch, vermutlich von einer *durchschnittlichen Milchkuh, eventuell auch einer *durchschnittlichen Ziege. Die *durchschnittliche indogermanische Gemeinschaft feierte im Jahr durchschnittlich ein *Frühlingsfest und ein *Erntefest. Im Gebiet der *durchschnittlichen indoeuropäischen Nutzpflanzenwelt war der *durchschnittliche Indoeuropäer und vermutlich seine *durchschnittliche Gefährtin eine Koriphäe.

---

[1] Die Autorin ist sich durchaus der Vermessenheit bewusst, ein als *s mobile* lange bekanntes Phänomen nach sich selbst zu benennen. Da sich jedoch die Bezeichnung „Distelsches Gesetz" in ihrem Freundeskreis bereits durch- und festgesetzt hat, wird um Nachsicht gebeten. Der Leser kann weiterhin bei *s mobile* bleiben.

[2] Um den Dilletantismus auf einem Minimum zu halten, wird nicht der vermessene Versuch unternommen werden, Beispiele aus der hetitischen oder anderen für einen richtigen Indogermanisten unerlässliche Sprachen zu bemühen. Gleichwohl sei versichert, dass sich Beispiele im Sanskrit gefunden haben.

[3] Eher im Sinne einer Narratio denn einer Historia.

[4] Auf die legendären Erfinder der nach ihnen benannten Mütze wird hier aufgrund der noch friedlich zu beendenden Kontroverse nicht eingegangen werden.

Eine Gruppe, die sich zivilisatorisch unglaublich überlegen vorkam, beschloss nach einer Versammlung, bei der Weißbrothäppchen zu gegorenem Traubensaft gereicht wurden, die Abspaltung. Sie wohnten im Westen und Süden Europas, also in den an den Atlantik und das Mittelmeer grenzenden Ländern und verzichteten fortan auf den Gebrauch des s-Lautes vor stimmhaften Konsonanten. So kommt es, dass die Nachfahren dieser Spalter, wenn gefrorenes Wasser in wunderschönen Formen vom Himmel fiel, vom Zeitpunkt dieser Volksversammlung an etwas sagten wie: „Merda, *ninguit*[5]!“ oder “Merde, il *neige*[6]!“ oder „Porca miseria, *nevica*[7]!“[8], während die aus der Sicht der Spalter kulturell Zurückgebliebenen (dunkles Brot und Met, wie barbarisch!), bei denen im Durchschnitt, bedingt durch die eher nördliche Lage ihres Siedlungsgebietes, mehr von den gefrorenen Wunderwerken herniederkam und sie sich damit arrangieren mussten, dem Phänomen mit Worten wie „oh wie schön, es *schneit*[9]!“ oder „how marvellous – it’s *snowing*[10]!“ oder „oh, det *snöa*[11] so fint“ begegneten. Auf der grünen Insel, wo bedingt durch den Golfstrom der Niederschlag seltener in der gefrorenen, sondern in flüssiger Form und zum Ausgleich auch viel öfter vom Himmel fällt, wurde das Phänomen mit *snigid*[12] bezeichnet und auch noch heute verwenden Kiltträger das *s-* in gäl. *sneachd*. In der ausgestorbenen Sprache der Isle of Man hieß die weiße Materie *sniagh’tee*. Auch die Völkergruppen, die nach Osten abwanderten, behielten den s-Laut im Gebrauch, was ihnen später den sicher nicht völlig von der Hand zu weisenden Ruf einbrachte, dass sie Zischlauten im Allgemeinen nicht gerade abgeneigt gegenüber standen (allein in bekannten Zungenbrechern wie Borschtsch oder tschech. *ctyři*) und was ihre Sprache für westliche Zungen unaussprechlich machte. So heißt der Vorgang im Russischen

---

[5] aus **sneig*^{u}*heti* = av. *snaēžaiti*, Walde II: S. 169.
[6] aus pop.-lat. **nĭvīcare*, DDM: S. 490.
[7] aus lat. *nĭvāre*, Prati: S. 688a.
[8] Für diese und weitere Aushilfen bei Übersetzungen ins Italienische danke ich Andrea.
[9] ahd. *snīwan*, Schützeichel IX: S. 21.
[10] ae. *sníwan*, Bosworth: S. 892b.
[11] an. *snjóva*, de Vries: S. 525.
[12] air., Etymologisches Wörterbuch des Deutschen II: S. 1229.

снег[13], im ukr. *sníh* und die weiße Materie im Polnischen *śnieg* und im Litauischen *sniẽgas*[14]. Ein weiteres weintrinkendes Volk im Mittelmeerraum verabschiedete sich – ganz sicher per demokratischer Abstimmung, denn die hatten das erfunden – vom *s*-: *νείφει*[15].

Eine andere Erscheinung der damals noch bitterkalten Jahreszeit sind Eiszapfen, die, als es noch keine Häuser und Autos gab, beispielsweise von Bäumen herabhingen, was im Deutschen auch die Nähe zu ihren morphologischen Verwandten, den Tannenzapfen verdeutlicht. Kinder, von denen es anteilig in dieser weit zurückliegenden Zeit ebenfalls mehr gab, haben nun im der kalten Jahreszeit ein Vergnügen daran, diese Eiszapfen mit ihren Zungen und Mundhöhlen in Berührung zu bringen und die Zapfen durch unschuldige Bewegungen in den flüssigen Zustand zu überführen. Diese Tätigkeit und das selbständige „Wasserlassen" der Eiszapfen ohne menschliches Zutun wurde und wird in den met- und biertrinkenden Sprachen mit *lecken*[16], *schlecken*[17], *sleak*[18], *lick*[19], *slicka*[20], *läcka*[21] und *limnit*[22] (awal. ‘glätten’) bezeichnet. Im Polnischen heißt es *lizać*[23]. Die feinen Weintrinker hingegen machen von dem vulgären *s*- keinen Gebrauch: ital. *I bambini leccano*[24] *gelato*.

Das Überführen vom festen in den flüssigen Aggregatzustand kann auch mit Hilfe von Feuer geschehen und ist seine Kulturleistung, die seit der Bronzezeit bekannt ist, woher diese Ära auch teilweise ihren Namen erhalten hat. Dieser Vorgang wird im

---

[13] aruss. sněgъ, Vasmer: S. 680.
[14] Jóhannesson: S. 913.
[15] Etymologisches Wörterbuch des Deutschen II: S. 1229.
[16] ahd. *leckōn*, Schützeichel VI: S. 40; aus ie. **leiĝh-*, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen II, S. 1209.
[17] mhd. *slëcken*, Lexer II: Sp. 964; ebenso aus ie. **leiĝh-*.
[18] an. *sleikja*, Oxford English Dictionary online; dito.
[19] ae. *leccan*, Bosworth: S. 627a.
[20] aus mnd. *slicken*, Hellquist II: S. 987; dito.
[21] fschw. *lœka*, Hellquist I: S. 605; an. *leka*, de Vries: S. 352.
[22] aus ie. **(s)lei-*, Falileyev: S. 103.
[23] aus **leigh*, Bańkowski II: S. 58.
[24] aus lat. **ligicāre*, Battisti: S. 2190b

Deutschen als *Schmelzen*[25], im Englischen als *to smelt*[26] und *to melt*[27] und im Schwedischen als *smälta*[28] und *mälta*[29] bezeichnet.

Auch auf anderen Gebieten des täglichen Sprachgebrauchs lässt sich die selbst empfundene Überlegenheit nachweisen: Während im deutschsprachigen Raum, Großbritannien und Skandinavien und den slawischen Sprachen eine schmutzige, dickflüssige Materie, wie man sie in der Natur findet, als *Schleim*[30], *Schlamm*[31], *slime*[32], *slem*[33], *slemon* (ir. Adjektiv ‘glatt, rutschig’), *sleetch* (manx.) oder *śluz*[34] (poln. ‘Schleim’) und слизь (russ. ‘Schleim’) bezeichnet wird, wird dieses unappetitliche Zeug in den Weißbrot bevorzugenden Regionen ausschließlich ohne *s-* benannt: Lat. *līmus*[35], franz. *limon*[36], span. *lama* (‘Schlamm’) und *limo* (‘Lehm’). Doch hier wird schon der kulturelle Einfluss der Weintrinker deutlich: Die kultivierte Form der ekligen Masse, wie sie für den Hausbau oder Bastelarbeiten und ähnliches verwendet wird, hat auch in den met- und biertrinkenden Sprachen das *s-* aufgegeben: Englisch *lime*[37], deutsch *Leim*[38], deutsch *Lehm*[39] und schwedisch *lim*[40].

Es sollen zwei Beispiele folgen, die sich leider nicht so schön in das oben beschriebene semantische Entwicklungsreihe einfügen, die aber vom Vorwurf der Onomatopoesie vollkommen freizusprechen sind, die bei den bisher genannten Beispielen mit bösem Willen nachgesagt werden könnte.

---

[25] ahd. *smelzen*, Schützeichel VIII, S. 482; aus ie. **meld-* ‘weich’, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen II, S. 1222; vgl. sanksr. *śleṣmán* ‘Leim’, ‘Schleim’, Langenscheidt.
[26] wahrscheinlich aus mnl. oder mnd. *smelten*, Oxford English Dictionary online.
[27] Verschmelzung [!] zweier distinker Worte aus dem ae. und an., Oxford English Dictionary online.
[28] an. *smelt*, de Vries: S. 519.
[29] an. *melta*, Hellquist I: S. 623.
[30] ahd. *slīm*, Schützeichel VIII: S. 457; zu ie. **lei-* ‘schleimig, durch Nässe glitschiger Boden, ausgleiten...’, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen II, S. 1211.
[31] mhd. *slam*, Lexer II: Sp. 961.
[32] ae. *slím*, Bosworth: S. 884b.
[33] fschw. *slēmber*, Hellquist II: S. 986.
[34] aus **slez*, Brückner: S. 532a.
[35] Entweder als **slīmos* zu mhd. *slīm* oder als **līmos* oder **loimos* zu ahd., ags., aisl. *līm*, Walde (1910): S. 432.
[36] aus pop.-lat. **līmo*, DDM: S. 424.
[37] ae. *lím*, Bosworth: S. 641b.
[38] ahd. *līm*, Schützeichel VI: S. 91f.
[39] ahd. *leim*, Schützeichel VI: S. 30.
[40] fschw. *līm*, Hellquist I: S. 575.

Das erste Beispiel behandelt das deutsche Lexem *Schnur*[41], das – wie zu erwarten – auch in anderen Met- und Biertrinkersprachen das *s-* erhalten hat: engl. *snare*[42], isl. *snúðr*, schw. *snöre*[43] und got. *snórjó*[44]. Die Kilkenny-Trinker haben ebenfalls das *s-* in *snáithe* (ir. 'Faden') und *snáth* (ir. 'Schnüre') erhalten, und auch andere Kelten verwende(te)n das *s-*, wie in manx. *snaa* ('Faden') und *snaie* ('Schnüre'). Im Rumänischen, das doch eigentlich zu den Weintrinkersprachen gezählt werden müsste, heißt es dennoch *şnur*, was vielleicht dadurch zu begründen ist, dass Rumänien kein Anrainerstaat des Mittelmeeres ist, denn in den mediterranen Sprachen (des nördlichen Mittelmeeres) heißt der Faden beispielsweise lat. *nervus*[45] und griech. *νευρον*[46].

Ein Lexem, das im Deutschen zwar heute homophon zum vorherigen ist, aber nur von einigen Sprachhistorikern auf eine gemeinsame Wurzel zurückgeführt wird, ist die alte Bezeichnung für Schwiegertochter mit „Schnur[47]", wie sie auch noch in einigen deutschsprachigen Dialekten[48] erhalten ist. Wie zu erwarten, ist auch in den anderen Mettrinkersprachen das s- erhalten geblieben: me. *snōre*[49] und isl. *snor, snør*[50]. Auch das Russische schließt sich mit снохá[51] wieder den Mettrinkersprachen an. Und wieder haben die Weintrinkersprachen das *s-* aufgegeben: lat. *nurus*[52], ital. *nuora*[53], apr. *nora*[54], mfrz. *nore* und rum. *noră*. Das Griechische geht hier einen von den Weintrinkkersprachen abweichenden Weg, indem es das *s-* beibehält: *σνυσος*. Das Albanische folgt den „kulturell überlegenen" Sprachen mit *nuse*.

---

41 ahd. *snuor*, *snůr*, Schützeichel IX: S. 23; aus germ. **snuarh-*, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen II: S. 1234; aus ie. *(s)nēr-* 'drehen, winden', Etymologisches Wörterbuch des Deutschen II, S. 1234.

42 ae. *snēr*, Bosworth: S. 892a.

43 fschw. *snöre*, Hellquist II: S. 1022; aus an. *snœri*, de Vries: S. 528.

44 Bosworth: S. 892a.

45 urlat. aus **neuros* bzw. Umstellung von **snēu̯eros*, Walde II: S. 165.

46 Gleich agriech. *νευρον*, Rohlfs: S. 348.

47 ahd. *snur*, Schützeichel IX: S. 24a-b; aus idg. *snusós*, Jóhannesson: S. 919; vgl. sanskr. *snuṣắ*, Langenscheidt.

48 Als kleine Auswahl sollen hier obersächs. *Schnur*[2], OsWB IV: S. 126a und schw-dt. *Schnur(r)*, SI: Sp. 1286 stehen.

49 ae. *snoru*, Bosworth: S. 892b.

50 an. *snor*, *snør*, de Vries: S. 528.

51 urslw. **snъcha*, Vasmer II: S. 682.

52 aus idg. **snusós*, Walde II: S. 190.

53 aus pop.-lat. **nŏra*, Prati: S. 695b.

54 Dieses und beide nachfolgenden: v. Wartburg VII: S. 246.

Die Überzeugung von der eigenen kulturellen Überlegenheit ging sogar so weit, dass die Wilhelminischen Truppen im ausgehenden 11. und beginnenden 12. Jahrhundert die kleine Stadt *Snotinghám*[55] kurzerhand in „Nottingham" umtauften, um so neben ihrer zivilisatorischen auch der politischen Überlegenheit Ausdruck zu geben. Dagegen konnte selbst der Rächer der Enterbten nichts ausrichten. Die Normannen metzelten Massen von Mettrinkern nieder und errangen so die Herrschaft auf der verregneten Insel. Die Kolonialisierung, die sie von ihren sandalentragenden Vorfahren gelernt hatten, ging sogar so weit, dass sie es schafften, den Inselbewohnern den Verzehr von gesundem, dunklen Brot abzugewöhnen und so genanntes „Toastbrot" (afrz. *toster*[56] 'toasten') als später als typisch geltende Unterlage für Orangenmarmelade und Cheddar–Käse einzuführen.

Die Jahrhunderte lange Arroganz - man ist geneigt zu sagen Hybris – der Weintrinker wurde in jüngerer Vergangenheit gerächt. In einem unachtsamen, weil vermutlich durch Dekadenz vernebelten Augenblick gelang es einigen Wörtern, von der nun in Kolonialisierung sehr erfolgreichen, englischen Sprache sich in die ehemalige Besatzersprache und deren Verwandte zu integrieren: *smoking*[57], *snob*[58], *slip*[59] oder *smart*[60].

Nach diesem rasanten Gang durch die Sprach- und Kulturgeschichte kann also das Distelsche Gesetz wie folgt formuliert werden:

> Unter Einfluss einer Überzeugung der kulturellen Überlegenheit der Sprachgemeinschaft oder eines Gegenstandes der Sachkultur wird das *s* vor stimmhaftem Konsonanten ausgelassen.
> Romanische Sprachen und das Griechische tendieren dazu, die nötige Arroganz zu besitzen.

[55] 'Heim der Snottinger', Bosworth: S. 892b und Mills: S. 244.
[56] Oxford English Dictionary online.
[57] Zuerst belegt 1890, DDM: S. 695b.
[58] Zuerst belegt im 19. Jahrhundert, Gamillscheg: S. 811a.
[59] Erstbeleg 1885, DDM: S. 695b.
[60] Erstbeleg 1850, DDM: S. 695b.

Abkürzungen

ae.	Altenglisch	isl.	Isländisch
afrz.	Altfranzösisch	lat.	Lateinisch
agriech.	Altgriechisch	lit.	Litauisch
ahd.	Althochdeutsch	mfrz.	Mittelfranzösisch
air.	Altirisch	mhd.	Mittelhochdeutsch
an.	Altnordisch	mnd.	Mittelniederdeutsch
apr.	Altprovenzalisch	mnl.	Mittelniederländisch
aruss.	Altrussisch	obersächs.	Obersächsisch
av.	Avedisch	poln.	Polnisch
awal.	Altwalisisch	sanskr.	Sanskrit
fschw.	Frühschwedisch	schw.	Schwedisch
gäl.	Gälisch (Schottisch)	schw-dt.	Schweizerdeutsch
germ.	Germanisch	ukr.	Ukrainisch
griech.	Griechisch	urslw.	Urslawisch

Verwendete Literatur

- *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen I und II*, Berlin 1993.
- *Schweizerisches Idiotikon: Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache* (SI) IX, Frauenfeld 1921.
- *Wörterbuch der obersächsischen Mundarten* (OsWB) IV, Berlin 1996.
- Andrzej BAŃKOWSKI: Etymologiczny Słownik Języka Polskiego II, Warschau 2000.
- Carlo BATTISTI/ Giovanni ALESSIO: *Dizionario etimologico italiano* III, Florenz 1952.
- Joseph BOSWORTH: *An Anglo-Saxon Dictionary*, Oxford/ New York 1996.
- CREGEEN's Manx Dictionary , Douglas 1910.
- Albert DAUZAT/Jean DUBOIS/ Henri MITTERAND (DDM): *nouveau dictionaire étymologique et historique*, Paris 1964.
- Alexander FALILEYEV: *Etymological Glossary of Old Welsh*, Tübingen 2000.
- Ernst GAMILLSCHEG: *Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache*, Heidelberg 1969.
- Elof HELLQUIST: *Svensk Etymologisk Ordbok*, Malmö 1993.
- Johannes HOOPS: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (RGA)*, Bd. 15, Berlin/ New York 2000.
- Alexander JÓHANNESSON: *Isländisches Etymologisches Wörterbuch*, Bern 1956.
- Matthias LEXER: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, Bd. II, Stuttgart 1992.
- A.D. MILLS: *A Dictionary of English Place-Names*, Oxford/ New York 1991.
- Angelico PRATI: *Vocabulario etimologica italiano*, Rom 1969.
- Gerhard ROHLFS: *Lexicon graecanicum italiae inferioris*, Tübingen 1964.

- Royal Irish Academy: *Dictionary of the Irish language : based mainly on Old and Middle Irish materials*, Bd. IV, Oxford, 1953.
- Rudolf SCHÜTZEICHEL: *Althochdeutscher und Altsächsischer Glossenwortschatz*, Bd. VI, VIII, IX, Tübingen 2004.
- Derick S. THOMSON: *The New English-Gaelic Dictionary*, Glasgow 1996.
- Max VASMER: *Russisches etymologisches Wörterbuch* II + III, Heidelberg 1979.
- Jan de VRIES: *Altnordisches etymologisches Wörterbuch*, Leiden 1962.
- Alois WALDE: *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg 1910.
- Alois WALDE: *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg 1939.
- Walther VON WARTBURG: *Französisches etymologisches Wörterbuch*, Basel 1953.

Rezension: Kärlek På Svenska[1]!

Ute THALHEIM,
Leipzig

Wenn man an Bücher aus Schweden denkt, fallen einem zumeist lustige Kinderbücher oder düstere skandinavische Krimis ein, und dann vielleicht noch der neue IKEA-Katalog, aber sicher nicht zuerst Liebesgeschichten. Dafür sind ja eher die südlicheren Gefilde berühmt. Kein Zufall, dass Romeo und Julia in Verona litten und liebten und nicht in Stockholm, meint man.
Aber halt!
Ein Buch ist angetreten, den Beweis zu erbringen, dass die Liebe im Norden nicht minder tiefgehend, nicht weniger leidenschaftlich ist als in mediterranen Breiten und dass die kühle Fassade, hinter der sie sich versteckt, eben nur das ist: Fassade.

Oberflächlich scheint *På Svenska!* eine recht sachliche Romanze zu erzählen – bieder, vernünftig und prosaisch. Unter dieser Oberfläche aber brodelt es vor unterschwelliger Erotik und kaum im Zaum gehaltener Leidenschaft. Dazu präsentieren uns die Autorinnen Ulla Göransson und Mai Parada die Geschichte um die Liebe von Daniel und Åsa so frisch und unverbraucht, wie wirkliche Liebesgeschichten immer wieder sind, abseits jeglicher Klischees.
Bedauerlich, ja unverständlich, dass von diesem auch durch seine Erzähltechnik geradezu einzigartigen Roman immer noch keine deutsche Übersetzung erschienen ist.

Zunächst gibt sich *På Svenska!* überhaupt nicht als Liebesroman, ja, nicht einmal als Roman – eigentlich fällt es schwer, dieses Buch in irgendeine bekannte Kategorie der Belletristik einzuordnen, weil es so *anders* ist.
Es beginnt kommentarlos mit einer Aufstellung der Hauptpersonen (Angehörige der Familien Sandström und Nilsson), wie man sie aus Dramen und vielleicht noch aus

[1] Dt.: Liebe auf Schwedisch!

historischen Romanen kennt. Die Handlung findet aber eindeutig in einem vage im späten 20. Jahrhundert angesiedelten Schweden statt.

Es braucht zugegebenermaßen einige Zeit, sich an den ungewöhnlichen Erzählfluss zu gewöhnen. Gerade am Anfang ist es nicht ganz einfach, den roten Faden zu finden. Menschen aller Herren Länder treffen sich irgendwo (Eine internationale Konferenz? Ein Festival? Das bleibt offen.), begrüßen sich, betreiben ein wenig Smalltalk und verabschieden sich dann wieder, um danach in ganzen Buch niemals mehr aufzutauchen. Dann folgen Momentaufnahmen anderer Menschen auf ihrem morgendlichen Weg zur Arbeit, die zum Anlass philosophischer Betrachtungen über nichts Geringeres als die Zeit werden, beeindruckend durch ihre schnörkellose Konstatierung: „En vecka har sju dagar(…). En månad har fyra veckor. Ett år har tolv månader (…)[2]".

Erst nach einem weiteren, verwirrenden Abschnitt über Zahlen und Uhren, der vielleicht noch zu dem vorangehenden gehörig verstanden werden muss, tritt der Hauptheld Daniel Sandström ins Geschehen. In knappen Sätzen wird sein bisheriges Leben abgehandelt, man erfährt, dass er in Stockholm geboren wurde, aber jetzt in Lund lebt und studiert. Er plant, in den Ferien nach Göteborg zu fahren. Dann trifft er einen Freund und der Fokus des Buches verlässt ihn auch schon wieder, springt um auf andere beiläufig Bekannte, die sich grüßen, hüpft weiter zu einer kurzen geographischen Übersicht Schwedens und wieder weiter zu einer idyllischen Parkszenerie. Wir treffen Daniel wie zufällig beim Telefongespräch mit seiner Mutter wieder, aber erneut schweift der Fokus ab, man belauscht andere Telefongespräche, die in keinem sinnfälligen Zusammenhang zu stehen scheinen. So geht es weiter: die eigentliche Geschichte um Daniel und Åsa wird dauernd unterbrochen und durchwoben von z.T. seltsam anmutenden Passagen, die einen Blick nicht nur auf Leben und Sitten der Schweden werfen, sondern auch in geradezu enzyklopädischer Besessenheit alle möglichen Speisen und Getränke, Kleidungs- und Möbelstücke einzeln aufzählen. Der Sinn dieses stilistischen Mittels muss offen bleiben: soll es zum Philosophieren anregen oder eher Zufälliges und Alltäglichkeit simulieren, in die die Liebe eingebettet ist?

---

[2] dt.: „Eine Woche hat sieben Tage(…). Ein Monat hat vier Wochen. Ein Jahr hat zwölf Monate(…)."

Eines der Glanzlichter des gesamten Werkes ist sicher der *restaurangbesök*[3] vor Daniels Abreise nach Göteborg. So viel Sehnsucht und Verständnis ohne Worte, soviel knisternde Erotik, ohne sie aussprechen zu müssen!

Wie im gesamten Buch liegt auch hier die Leidenschaft dicht unter der sachlichen Oberfläche. Daniel und Åsa bestellen ihre Gerichte, plaudern leichthin über Daniels Urlaubspläne (nicht bedeutungslos sicher, dass er vorhat, allein zu fahren, während Åsa als pflichtbewusst arbeitende Polizistin zurückbleibt) und beschließen, später doch noch ein paar Tage zusammen wegzufahren. Bis hierher sachlich, oberflächlich, kühl.

Da plötzlich bricht Daniel unvorhergesehen die Oberfläche auf, indem er gesteht, wie oft er an sie denkt und dass sie ihm den ganzen Urlaub lang schrecklich fehlen wird. In einem amerikanischer Roman wäre dies kaum mehr als eine Höflichkeitsfloskel, hier aber steht dieses Liebesgeständnis in einer Einzigartigkeit und Pathetik da, dass Åsa sich genötigt sieht, abzuwiegeln, er solle doch nicht sentimental werden. Doch wie sehr sie selbst von Gefühlen ergriffen ist, bemerkt man, als sie auf ein anderes Thema abzulenken versucht und ausgerechnet Kaffee wählt. (Es muss sicher nicht noch erwähnt werden, welche Assoziationen dieses heiße, schwarze Getränk bietet.) In einer Art freudschem Versprecher offenbart sich Åsa: „Ich möchte jetzt einen Kaffee – und dich."

Nun gibt es kein Halten mehr. Nur noch wenige vorher noch zu treffende Entscheidungen trennen das Paar vom Liebesakt: Gleich „Kaffee"[4] oder erst noch aufessen? Zu mir oder zu dir? Daniel fallen die Antworten leicht: Nein, er sei plötzlich satt[5] und man könne bei ihm „Kaffeetrinken". Ein pikantes Detail lässt er nicht aus: sein Kaffee sei ja *so* gut…

Åsa scheint seiner Meinung zu sein und schließt mit einem atemlosen: „Bezahlen wir gleich?"

---

[3] dt.: Restaurantbesuch

[4] Interessant für den deutschen Leser dürfte die Tatsache sein, dass das Verb „Kaffeetrinken" im Schwedischen „ficka"(!) lautet.

[5] Wissenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass Daniel sonst geradezu ständig als hungrig beschrieben wird. Ob es sich um einen Hinweis auf die Ovidianischen Liebessymptome wie Appetitlosigkeit handelt, bleibt dennoch aufgrund der Gesamtdarstellung im Werk als sehr bodenständig zu bezweifeln.

Dann springt der Erzählfokus in gewohnter Weise weiter und der leicht zu erratende Rest bleibt der Vorstellungskraft des Lesers überlassen.

Diese kleine Kostprobe möge genügen, einem zukünftigen Leser Lust auf mehr zu machen.
På Svenska! ist zugegebenermaßen ungewöhnlich, die Erzähltechnik fremdartig, manchmal schwierig. Wer sich aber auf das Experiment einlässt, dieses Buch tatsächlich von Anfang bis Ende zu lesen, wird mit einem Leseereignis der besonderen Art, einer der anrührendsten Romanzen des letzten Jahrzehnts und viel skandinavischem Lokalkolorit belohnt.

Und kann am Ende möglicherweise Schwedisch.

Ulla Göransson und Mai Parada: *På Svenska! Svenska som främmande språk. Lärobok*, Folkuniversitetets förlag, Lund 1997, 120 Seiten, Preis auf Anfrage

Ein flobwürdiges Geschichtenbüchlein

Rezension zu Günther Windschild: *Der Pfarrer von St. Jakob*

Kornelius WERNER,

Halle (Saale)

Bei der Beschäftigung mit der Geschichte der Evangelischen Landeskirche Anhalts in der Zeit des Dritten Reichs fiel mir das oben genannte Buch in die Hände. Von der Seite, aus der es fiel, hieß es, ich solle es in jedem Falle berücksichtigen und bei einem möglichen, niedergeschriebenen Ergebnis meiner Arbeit über dieses Thema zu Wort kommen lassen. Das machte mich gezwungenermaßen aufmerksam und ließ mich das Buch anschauen. Es heißt in vollem Titel „Der Pfarrer von St. Jakob. Porträt eines Aufrechten. [Untertitel:] Karl Windschild in Köthen gegen Nazidiktatur und DDR-Willkür“, 1996 erschienen. Der vordere Umschlag trägt unter dem Haupttitel ein Bild, das die hohen Türme der Jakobskirche in Köthen zeigt. Dahinter wird es von einem überdimensional groß erscheinenden, die Bildfläche ausfüllenden Männergesicht, das in einem Vier-Stufen-Grau abgebildet ist, beherrscht. Es gehört, wie der Vergleich mit einem Foto auf der zweiten Seite ergibt, zu dem Titelhelden. Vorwegnehmend lässt sich sagen, die Bezeichnung „Titelheld“ wird nicht nur von dieser Umschlaggestaltung, sondern auch durch den folgenden, über 250 Seiten starken Text suggeriert. Genaueres aber später.

Nach der Lektüre des Buches blieb mir nun einzig die Frage, welcher literarischen Gattung es angehören würde und welcher Anspruch sich damit verbinden soll. Der Blick auf den Autor half dabei auch nicht recht weiter, eher machte er es noch komplizierter: Günther Windschild ist, wie der hintere Umschlagtext durchblicken lässt, der Sohn des Protagonisten. Der Titel scheint es zwar benennen zu wollen: „Porträt eines Aufrechten“, also „Porträt“ – „eines Aufrechten“, und von dessen Sohn geschrieben!? Wirklich klärend konnte das nicht sein. Erst meine Entdeckung der FLOB gab entscheidende, neue Anstöße. „Frei literarisch orientierte Beiträge“ – und das vor mir liegende Buch ist einer! Doch eines nach dem anderen. Ich will die beiden

Kriterien auf ihr Zutreffen auf Günther Windschilds Buch prüfen, also: *frei literarisch orientiert* und *Beitrag*.

Frei literarisch orientiert

Frei literarisch orientiert ist das Buch tatsächlich, und zwar in dem Sinne frei literarisch, dass er frei von Literatur- (und Quellen-) Belegen ist. Solche sind zwar am Ende des Buches zusammengestellt, im fließenden Text aber nirgendwo auch nur halbwegs nachvollziehbar angesprochen. Aber das ist ja eigentlich auch nicht schlimm: So gewinnt man als Leser den Eindruck, Günther Windschild habe alles, was er schreibt, als Augenzeuge selbst miterlebt. Hat er natürlich nicht, würde er sicher auch nicht behaupten, aber interessant ist dann schon, zwischen welchen Polen die Autorenperspektive anscheinend spielerisch und selbstverständlich sich zu bewegen vermag. So beurteilt er souverän das Vorgehen der anhaltischen Kirchenleitung im Dritten Reich, die von sogenannten Deutschen Christen besetzt war, also von Theologen und Juristen, für die Hitler mehr oder minder die Qualität einer göttlichen Offenbarung zukam. Er schreibt lässig: „Die Deutschen Christen, die ja auch den Landeskirchenrat in Dessau vereinnahmt haben, ziehen [...] nun mächtig vom Leder." (S. 78). Ebenso spielerisch charakterisiert er die gegnerische Kirchenpartei, die sogenannte Bekennende Kirche, der auch der Protagonist, der Pfarrer Karl Windschild, wohl heldenhaft angehörte: „Frühjahr und Frühsommer 1937 werden für Pfarrer und Gemeinden der Bekennenden Kirche zu einem Alptraum. [...] Im Reichsbruderrat in Berlin wird Pastor Martin Niemöller immer mehr zu einer Symbolfigur des Kirchenkampfes." Denn „an ihm will Hitler ein Exempel statuieren." (S. 80) Mit großem Ernst darf man dies alles zur Kenntnis nehmen und sich dabei vertrauensvoll auf die hohe historisch-sachliche und hermeneutische Kompetenz des Autors verlassen. Das stellt auch gar kein Problem dar, wird doch dieses notwendige Vertrauensverhältnis zwischen Leser und Autor behutsam durch eine Vielzahl intimer Gefühlsschilderungen vorbereitet und aufgebaut. So erlaubt Windschild an vorangehender Stelle einen bewegenden Einblick in seine unmittelbare Quellenarbeit, der so tief ist, dass jedes äußerliche, quellenkritische Interesse nur völlig banal werden kann: „Aber dann traue ich meinen Augen nicht, als ich weiterlese:" An dieser Stelle bekennt sein Vater, also der

titelwürdige Karl Windschild, dass er auch schon einige Male den sogenannten Deutschen Gruß mit der rechten Hand vollzogen habe. Nun darf der Leser an den innersten Empfindungen des offenbar enttäuschten Sohnes teilhaben: „Diesen Satz lese ich immer und immer wieder, weil mir sein Inhalt nicht in den Kopf will." Nun ist man als Leser so stark berührt, dass nicht einmal die nun folgende, möglicherweise contrafaktische Aussage eine Rolle spielen kann oder gar Verwunderung auslöst. Der Sohn schreibt so schlicht wie beteuernd: „Mit ‚Heil Hitler' hat er nie gegrüßt." (S. 58) Nach den folgenden Beruhigungs- und Erklärungszeilen, die nun plausibel machen sollen, dass das schriftliche Bekenntnis zu dem Gruß keinen realen Anhalt hat und Karl Windschild wohl ein wenig getrickst haben könnte, darf man glücklicherweise auch schon wieder darüber lachen: „Hinter dieser Sache mit dem ‚Erheben der rechten Hand' [nämlich statt des ganzen Armes] verbirgt sich am Ende wohl nichts anderes als die Erkenntnis, daß dieser Mann [Karl Windschild] auch ein richtiges Schlitzohr sein konnte. [...] Wie hätte er ohne Humor dem ständigen Druck standhalten können." (S. 59) Ja, ja, das fragt man sich dann so ganz beiläufig, nachdem man auf den vorhergehenden Seiten bereits mit einer recht ansehnlichen Palette an Repressalien gegenüber dem Pfarrer der Bekennenden Kirche vertraut gemacht worden ist. Er hat einfach das Schlitzohr ʼraushängen lassen und Humor gezeigt, so einfach ging das.

Die Beschreibungen der Repressalien in Nazizeit und früher DDR gehen natürlich ähnlich souverän von der Hand. Beim Nachdenken über die Ursachen dafür, dass seine eigene Schwester – wohl zu Anfang der 50er Jahre – nicht zur Oberschule zugelassen wurde, kann der Autor heroisch resümieren: „Daß Dorothea [seiner Schwester] im Jahr darauf die Zulassung zum Besuch der Oberschule verwehrt wurde, hat sicherlich in dieser staatskritischen Haltung meines Vaters eine ihrer Ursachen. Eine Windschild-Tochter hatte da keine Chance." (S. 208) Zu ähnlich präzisen Äußerungen zeigt sich Günther Windschild bei der näheren Erläuterung dieser „staatskritischen Haltung" des Vaters imstande: „Ohne Zweifel hat der Mann das gemeldet ['der Mann' ist ein Lehrer, der Karl Windschild zum Gang ins Wahllokal überreden wollte, dieser aber ablehnte], wie überhaupt alles, was den SED-Leuten nicht in den Kram paßte, das Schuldkonto Windschilds belastete." (S.

208) Hier gibt Günther Windschild eine klare Auskunft. Das Schuldkonto seines Vaters wird durch allerlei Kram belastet. Alles klar, mehr ist ja eigentlich auch nicht nötig zu wissen.

Und wenn doch? Dafür gibt es die höchst ergiebigen Kapitel, die so ausschließlich über Familienintimitäten berichten, dass man es gleich erkennen soll und sich dies nicht, wie bei den meisten anderen, erst beim Lesen erschließt. Mustergültig dafür ist ein Kapitel mit „Du hast ja einen Klaps!“ (S. 90) überschrieben und legt ausführlich an mehreren Beispielen die väterliche Verhaupraxis dar. Der Titelsatz stellt sich als grenzüberschreitende Provokation des Autors gegenüber seinem Vater heraus, der ihn daraufhin ohrfeigt und zur Verbannung auf den Flur befiehlt. Doch auch in diesen ungleich detaillierteren Passagen des Buches wahrt Günther Windschild die gewohnte Souveränität und kann nicht nur mit zeitlichem Abstand, sondern anscheinend auch mit einem gewissen emotionalen zu seinem Vater bilanzieren: „Der Mann hat ganz selten geschlagen. [...] Aber der seelische Schmerz, der doch schon mal dem kindlichen Gemüt zugefügt wird, noch dazu vom eigenen Vater, ist ja ungleich größer.“ (S. 90) Da hat er wohl Recht. Allerdings tut sich spätestens an solchen Stellen irgendwie die Frage auf, wer eigentlich nun der wahre Titelheld des Buches ist. Karl oder Günther, Vater oder Sohn. Damit klingt nun schon deutlicher die Frage nach dem Beitrag an, die bei der Gattungsbestimmung weiter helfen soll.

Beitrag

Die Frage, wozu das „Porträt eines Aufrechten“ nun einen Beitrag darstellt, ist wesentlich schwieriger zu beantworten als die Charakterisierung „frei literarisch orientiert“. Doch versucht man das herauszufiltern, was alle Kapitel gleichermaßen durchzieht, dann muss sich der Blick von der soeben gemachten Beobachtung erhellen lassen. Es ist die Beobachtung, dass entgegen dem, wie es der Titel zunächst suggeriert, nicht Karl, sondern Günther Windschild, der Autor selbst, der Protagonist des frei literarisch orientierten Beitrags ist. Weder irgendwelche Bedrohungen von Gestapo und deutsch-christlicher Kirchenleitung im Dritten Reich, noch die massiven Repressalien aufgrund professionellen Nicht-in-den-Kram-Passens unter der SED bilden die Essenz von Günther Windschilds Ausführungen. Nein, sondern das in wohl jedem Kapitel präsente Vater-Sohn-Verhältnis entpuppt den vermeintlichen frei

literarisch orientierten Beitrag nicht nur als Historien-, sondern als handfesten Familienroman, der aus der Perspektive eines allwissenden Ich-Erzählers, nämlich des Sohnes Günther, verfasst ist. In bemerkenswerter Weise webt Windschild das ergreifend geschilderte Familienschicksal in das historische Umfeld ein, sodass sich Vergleiche mit Werken bekannter Autoren wie Siegfried Lenz' Heimatmuseum schon fast aufdrängen.

Geläutert von dieser gereiften Erkenntnis, die nun deutlich über die hypothetische Anfangsvermutung hinausgeht, darf es nun noch meine ehrenvolle Aufgabe sein, mein eigenes Ergebnis dieser näheren Betrachtung als frei literarisch orientierten Beitrag zu qualifizieren, dessen Beitragsleistung darin bestehen möge, ein gutes Beispiel für die rechte Beurteilung von Beiträgen geliefert zu haben. Oder vielleicht klarer und (wieder) nüchterner ausgedrückt: Nicht alle Beiträge tragen etwas bei; viele sind Romane und tragen etwas anderes bei, als möglicherweise beabsichtigt schien. Noch einfacher und analog zu dem Sprichwort „Schuster, bleib bei deinen Leisten!" formuliert, wie auch auf den vorliegenden Untersuchungsgegenstand gemünzt, möchte ich abschließend sagen: „Sohn, bleib bei Deinen Kindheitserinnerungen!"

- Günther Windschild: *Der Pfarrer von St. Jakob. Porträt eines Aufrechten*. Karl Windschild in Köthen gegen Nazidiktatur und DDR-Willkür, Dessau 1996.

Rezension zu Bert Grühnes: *Konrad der kleine Flughund*

Anne-Karoline DISTEL,

Leipzig

Bert Grühne, der sich bisher einen Namen als Altgermanist gemacht hat, legt hier mit seinem ersten Kinderbuch eine Arbeit vor, die ihresgleichen sucht. Erzählt wird die Geschichte des Flughundes Konrad, der aufgrund seines fehlenden Sehsinns[1] gehandicapt ist. Verzweifelt versucht er, sich allein durch seinen Geruchssinn zu orientieren, woran er jedoch kläglich scheitert. Die Tragik seines Daseins wird vom Newcomer Grühne nicht nur detailliert vermittelt, sondern findet auch in den Illustrationen, die der Autor überraschenderweise eigenhändig angefertigt hat, nicht nur Verdeutlichung, sondern gewinnt noch eine tiefere Dimension. Nachdem Konrad zahlreiche vom Autor in Wort und Bild anschaulich vermittelte Verletzungen davon getragen und in seiner Verzweiflung schon beschlossen hat, diesem seinem erbärmlichen Dasein ein Ende zu setzen, greift Gott ein und stellt ihm den Blindenflughund Friedel an die Seite. Es gelingt Grühne, dieser unerwarteten Wendung durch die Freundschaft, die sich zwischen beiden Flughunden entspinnt, eine Plausibilität zu verleihen, wie es nur ein tiefgläubiger Mensch vermag. Die Erzählung gleitet jedoch nie ins Kitschige ab, sondern vermittelt auf unnachahmbare Weise eine Verwurzelung der Geschehnisse im Alltag. Trotz des heiklen Themas wird dem kindlichen Leser oder besser Zuhörer nichts beschönigt; die Wahrheit wird ungefiltert präsentiert. Dabei ist es erstaunlich, wie es dem Autor gelingt, sich auf einfühlsame Weise der kindlichen Sprache anzunähern.

Das Buch vermittelt einen unerschütterlichen Optimismus, der ansteckend ist. Es bleibt zu hoffen, dass dies nicht das letzte Kinderbuch von Bert Grühne bleibt.

Der Autor liest am 29. November 2007 10 Uhr in der Kindertageseinrichtung „Sonnenfratz“ in Leipzig und wird auch die forschenden Fragen des Publikums gern

---

[1] Flughunde verfügen im Gegensatz zu Fledermäusen nicht über Echo-Ortung, wie schon der Flughundexperte Johannes J. Kross in seinem Vortrag so eindrücklich deutlich machte. Hingegen sind eigentlich ihr Sehsinn und der Geruchssinn besonders stark ausgeprägt.

beantworten. Weitere Lesungen in Kindertageseinrichtungen und Grundschulen im gesamten Bundesgebiet sind geplant.

- Bert Grühne: Konrad der kleine Flughund, Leipzig 2007. 54 Seiten mit Illustrationen vom Autor.

Thomas Müntzer und Martin Luther an Erasmus von Rotterdam

Conrad E. NEUBERT,
Jena

Thomas Müntzer an Erasmus am 25. November 1520

Lieber Erasmus!

Es hat Jesus Christus, der zarte Sohn Gottes, mit klaren Worten gesagt, wie seine geliebten Freunde und Apostel viel Verfolgung erdulden müssen. So bin ich gestern in einen Nagel getreten und bin jetzt als ein Auserwählter erkennbar, denn ich humple.[1] Als ein Knecht Gottes muss ich in Zwickau auch leiden, dass ein böser Feind des wahren, herbeigelittenen Glaubens schreibt und spottet wie der Endechrist selbst. Obgleich ein großes Ärgernis, hält er sich als ein Weiser und Kluger und müht sich, die Geringen zu Erzlügnern zu machen, sodass sie versucht werden, ihren Glauben zu verlassen – dabei verbietet Christus dies als Sünde, Mk 9[,42]![2] Doch es werden noch die Kleinen die Größten sein, wenn Christus kommt und seine Schafe selber weidet, Mt 13[,31-32][3]. Dabei will er Dein Schüler sein![4] Ich hab nun viel gehört von Deiner Weisheit und weiß auch, dass Du ein demütiger Mann bist. Darum will ich Dir kundtun, was der Hans Egran für eine Lehre aufstellt, die eines pharisäischen Schriftgelehrten nur zu würdig wäre. [5] Es gibt in Zwickau eine große Gemeinde von Armen und Geplagten.[6] Sie sind alle sehr fromm und werden gewiss das Reich Gottes besitzen, denn Egran glaubt nicht ihrem Glauben und lästert über ihre

---

[1] Bestandteil der Theologie Müntzers ist, dass leidend Jesus Christus gleichförmig zu werden der Welt die eigene Gerechtigkeit zeigt, vgl. MSB 406,9-10.

[2] Müntzer pflegte besonders in seiner Zwickauer Zeit einen radikalen Antiintellektualismus. Der schlug sich zum Beispiel in dem Schimpfwort „Schriftgelehrte“ wieder, mit dem er später gern die Wittenberger bedachte.

[3] Wahrscheinlich jedenfalls meint Müntzer das Gleichnis vom Senfkorn. Seine Auslegungen sind bisweilen etwas eigenwillig.

[4] Tatsächlich war Müntzer überhaupt erst als Vertretung für Egran nach Zwickau gekommen, weil letzterer sich auf eine Reise zu Willibald Pirkheimer und Erasmus von Rotterdam begeben hatte.

[5] Als guter Humanist sympathisierte Johannes Egranus 1520 (noch) mit der Wittenberger Reformation, obwohl die dortigen Reformatoren ihm gegenüber eher skeptisch waren. Als Prediger an der Marienkirche fuhr Egran einen reformfreundlichen, aber zurückhaltenden Kurs.

[6] Tatsächlich gab es in Zwickau einige soziale Spannungen. Müntzer war nach der Rückkehr Egrans an der Katharinenkirche Prediger, deren Gemeinde vorwiegend aus armen Tuchmachern bestand.

Innerlichkeit, Mt 5[,11]. Er glaubt nicht, er hält nur für wahr und tut den Glauben nicht, Hebr 11. Er hört die Stimme Gottes nicht und will den toten Buchstaben erheben, um mit geistloser Vernunft den Frieden seiner Seele zurecht zu lügen.

Ein besonderes Opfer dieses Lügners ist Nikolaus Storch,[7] der den heiligen Geist und göttliche Wahrheit hat und mehr und besser glaubt, als Hans Egran und alle Franziskaner gemeinsam.[8]

Wisse nun, lieber christlicher Bruder, dass große Gefahr besteht für Egran. Denn es werden die falschen Propheten untergehen, Ps 1[,4.5], Jer 23[,11-12], und sich selbst zu Grunde richten, 2 Pet 2[,1], dass der Zorn und die Herrlichkeit Gottes an Ihnen offenbar werde. Aber wenn er sich bekehrt und übergeht ins Lager des strafenden Armes Gottes, so wird er leben, Jer 21[,4-9].[9]

Also bitte wirke bei Egran für die rechte Sache Gottes, und tue es schnell, Gen 19[,22?][10]!

Der Friede, der der Welt Feind ist, sei mit Dir,

Dein

Thomas

Erasmus an Thomas Müntzer am 30. November 1520[11]

Liebster Thomas!

---

[7] Nikolaus Storch wurde von Müntzer als spiritualistischer Prediger „entdeckt". Er wirkte offenbar schon vor Müntzer in Zwickau und wurde von diesem ermutigt und gelobt. Später sollte Storch bei den Wittenberger Unruhen im Frühjahr 1522 noch eine Rolle spielen.

[8] Mit den Franziskanern in Zwickau waren sowohl Müntzer als auch Egran schon aneinandergeraten.

[9] Der strafende Arm Gottes ist das Volk der Auserwählten. Ähnlich argumentierte Müntzer später den sächsischen Fürsten gegenüber.

[10] „Schnell, rette dich dorthin! Denn ich kann nichts tun, bis du dorthin gekommen bist. Daher nennt man die Stadt Zoar." Zu Müntzers Exegese s.o. Anm. 3.

[11] Das Dokument hat sich als Palimpsest erwiesen! Unter dem hier edierten Text lassen sich nur noch ein paar Bruchstücke griechischer Buchstaben von Apk 19,19 erkennen („Und ich sah das Tier und die Könige der Erde und ihre Heere versammelt, um mit dem, der auf dem Pferd saß, und mit seinem Heer Krieg zu führen."). Offenbar hielt Erasmus das Dokument für nicht mehr aufhebenswert, nachdem er es in seinem Novum Testamentum von 1519 verwendet hatte.

Mit großem Interesse habe ich gelesen, was Du mir von Egran und Storch geschrieben hast. Doch leider habe ich keine Zeit, Dir lang zu antworten. Ein Haufen Briefe muss geschrieben werden, denn wer schreibt, der bleibt. So tue ich es kurz.

Bemühe Dich um Frieden mit dem Egran und schicke mir den Storch doch einmal vorbei, damit ich ihn verhöre, ob er wirklich die göttliche Wahrheit spricht, wie Du sagst.[12]

Ich, Erasmus, der ich den Brief geschrieben habe, grüße Dich im Herrn, Röm 16[,22].[13]

Erasmus an Martin Luther am 30. November 1520[14]

Lieber Martin,

Von Thomas Müntzer habe ich noch nie vorher was gehört. Er schickte mir gerade den anliegenden Brief zu. Nun bin ich etwas in Verlegenheit. Ich kann nichts anfangen mit der „Stimme Gottes" und so. Ich kenne mich mit Mystik zwar auch aus und habe von ihr gelernt, aber ich dachte, Auditionen seien schon eine Weile aus der Mode.

Wenn Du mir Dein Urteil über Brief und Person dieses Predigers zukommen lassen könntest, wäre das sehr nett. Schließlich kennst Du Dich in der deutschsprachigen Dominikanermystik vom Oberrhein besser aus als ich, und der Kerl scheint mir Tauler gelesen zu haben.[15]

Aber bitte beeil Dich mit der Antwort, ich halte den Jeremia so lange hin.[16]

Grüße den Philipp,[17] ich habe viel von ihm gehört. Leb wohl,

Dein Erasmus

---

[12] Da sich Storchs Spur nach 1522 verliert, könnte es sein, dass er die Reise nach Basel wirklich angetreten hat.

[13] „Ich, Tertius, der ich den Brief geschrieben habe, grüße euch im Herrn." Offenbar parodiert Erasmus Müntzers Belegwut.

[14] Vor dem großen Streit um die Freiheit des Willens 1524/25 war das Verhältnis zwischen Luther und Erasmus noch unbelastet.

[15] Wie Erasmus zu diesem Urteil kommt, ist den Editoren nicht erschließbar – aber er hat recht.

[16] Das ist offenbar auf seinen absurden Wunsch bezogen, Storch in Basel verhören zu können, s.o., Erasmus an Müntzer am 30.11.1520.

[17] Gemeint ist Philipp Melanchton.

Hier gibt es Differenzen unter den Editoren wegen der Datierung. Der Brief kann als Antwort auf Erasmus' Brief vom 30. November 1520 an Müntzer gelesen werden, und zwar weil auch in jenem von „großen Ärgernissen" die Rede war und in diesem von einem Haufen Briefe, der dränge. Aber die dezidierte Wittenbergfeindlichkeit spricht eher für spätere Jahre, da sich Müntzer bis weit in seine Allstedter Zeit hinein noch um einen Ausgleich mit Wittenberger Kräften bemühte. Seine Bemühungen galten außerdem besonders den sächsischen Fürsten. Und Kurfürst Friedrich saß in Wittenberg.

Trifft die Frühdatierung zu, wäre das folgende Dokument auf Anfang/Mitte Dezember 1520 zu legen. Müntzer bringt dann seinen Unwillen über inadäquate Antwort des Erasmus auf sein Ansinnen zum Ausdruck. Er betrachtet Erasmus' Zögern als Absage.

Allerliebster Erasmus!

Es ist die Christenheit in einem gar erbärmlichen Zustand.[18] Leider gehörst auch Du zu denen, die sehen und hören und nicht sehen und nicht hören. Denn so sagt Mt 13, Jes 6[19]: ~~Mit den Ohren werdet ihr verstehen und sehen und mit den Augen hören und nicht verstehen~~[20]

Mit den Ohren werdet ihr hören und nicht verstehen und mit den sehenden Augen sehen und nicht erkennen.

Ich habe Dir von den großen Ärgernissen geschrieben, und Du gehorchst den Menschen mehr als Gott[21] und hältst Dein Papier höher als die Not der Christenheit. Denn die arme Christenheit hat nach Dir verlangt als einem Helfer und Hirten, aber Du hast sie wie die faulen Pfaffen vertröstet und wehrst dem reißenden Löwen nicht.

---

[18] Das gehört zu Müntzers endzeitlicher Analyse seiner Zeit.
[19] Mt 13,14-15 wird Jes 6,9.10 zitiert.
[20] Offenbar hat Müntzer sich in der Erregung vertan.
[21] Anspielung auf Apg 5,29: „Petrus und die Apostel aber antworteten und sprachen: Man muß Gott mehr gehorchen als Menschen."

Die Gerechten auf einem Winkel verhören hilft nichts, wenn die Lüge der Verhörenden unverrückbar ist, Jer 8[,5]. [22]

Das ist der Zorn Gottes, der da über Dir ist, Erasmus. Du wirst nicht vor ihm bestehen, wenn er kommt, um zu richten, der Herr Jesus. Sanft lebendes Fleisch, Du hast nicht um Deinen Glauben gerungen, darum kannst Du auch nicht Gottes Stimme hören! Da ist mir ja Wittenberg lieber!

Des Herren Erbarmen schenke Dir ein Damaskus, Apg 9[,1-18][23],

Dein Thomas,

ein Verstörer der Ungläubigen

PS: Ich hatte übrigens folgende Idee, über die ich das Urteil eines Intellektuellen brauche, wie Du einer bist: Die Regierung ist doch eigentlich dazu da, dem Volk zu dienen, indem sie die Bösen straft, Röm 13. Wenn also die Regierung nicht mehr die Bösen straft, müsste doch das Volk selbst die Bösen strafen und würde damit zur rechtmäßigen Regierung werden![24]

- Walter Elliger: Thomas Müntzer. Leben und Werk, Göttingen 1976.
- Hans-Jürgen Goertz: Thomas Müntzer. Mystiker, Apokalyptiker, Revolutionär, München 1989.
- Thomas Müntzer: Schriften und Briefe. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Günther Franz, Gütersloh 1968 (abgekürzt: MSB).
- Gottfried Seebaß, 'Müntzer, Thomas', in: Theologische Realenzyklopädie 23, Berlin 1994, S. 414-436.

[22] Müntzer verweigerte sich auch Luthers Anliegen 1523/24, ihn zu einem Glaubensverhör unter Theologen nach Wittenberg zu holen. So kann dieser recht situationsbezogene Satz keine Hilfe für die Datierung sein.

[23] Bericht über Paulus' plötzliche Bekehrung vom Verfolger der Christen zu einem Christen selbst.

[24] Bisher nahm man an, dass Münzters Brief vom 4. Oktober 1523 an Kurfürst Friedrich den Weisen und im Schreiben der Allstedter Gemeinde an Herzog Johann vom 12. Juni 1524 die ersten schriftlichen Zeugnisse von Müntzers revolutionären Theorien seien. Hier wird deutlich, dass er schon länger über solche Sachen nachdachte.

Redaktion:
Anne-Karoline Distel, Susann Feik, Johannes Frohnsdorf, Monika Hanauska, Conrad E. Neubert, Ute Thalheim

ViSdP Artikel:
Ute Thalheim, Conrad E. Neubert

ViSdP Rezensionen:
Anne-Karoline Distel

ViSdP Serie:
Monika Hanauska

andere Beiträge von:
Kornelius Werner

Lektorat:
Redaktion

Webmaster:
Anne-Karoline Distel

ISSN: **1864-3256**

Die Artikel stellen nicht die Meinung der Redaktion dar.

Alle Rechte sowie die Entscheidung über alte oder neue Rechtschreibung liegen bei den Autoren.

Es wird keine Haftung für den Inhalt externer Links übernommen. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber/Nutzer verantwortlich.